

5227.

L. v. v. v. v. v.

F. A. v. Maß
1821. 000

Gedächtnißrede
auf
Friedrich den Zweiten

in der
Litterarischen Gesellschaft
zu Halberstadt

am 18. September 1786

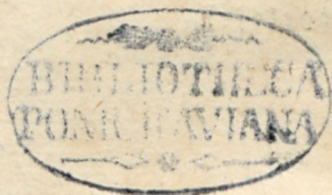
vorgelesen

von

W i l l a u m e.

1901-1509

Halberstadt,
gedruckt bey J. H. Mevius.



Hochzuverehrende Versammlung!

Nicht unerwünscht ist mir die Ehre
wiederfahren vor Ihnen, meine
verehrungswürdigen Herren und an die-
sem Tage aufzutreten. — Ich hofte we-
nigstens daß mein Herz, von seinem
Gegenstande voll, mit Ihren Herzen re-
den, und Ihnen nicht mißfallen würde,
wenn es mir auch an Kunst fehlen sollte,
Sie so zu unterhalten, wie Sie es er-
warten können, und wie ichs wünschte.

Da ich aber Hand ans Werk legte fieng mir an bange zu werden — Die Versammlung, der Tag, der Gegenstand, alles beunruhigte mich; und jetzt, da ich auftrate, muß ich gestehen, daß meine Furcht und Besorgniß noch größer geworden sind. Werde ich etwas leisten, das des Orts, der glänzenden Versammlung, der Feyer dieses Tages einigermaßen würdig sey? —

Sie sind hier ausserordentlich versammelt — Die Gedächtnisfeyer Friedrichs zu begehen — Die litterarische Gesellschaft hat Sie eingeladen — Es ist das erste mal daß diese vor dem Publikum sich zu zeigen wagt — Sie, meine Herren, erwarten von ihr, was man billig von einer Gesellschaft gelehrter und die Wissenschaften liebender Männer an einem
einem

einem solchen Tage erwarten kann —
 Verehrungswürdige Versammlung, span-
 nen Sie, ich bitte darum, Ihre Erwar-
 tung nicht so hoch als es die Umstände
 zulassen — ich komme nicht unvorberei-
 tet; hingegen habe ichs an keinem Fleiße,
 an keiner Arbeit fehlen lassen, um mich
 der Ehre, die mir hier wiederfähret, nicht
 ganz unwürdig zu machen — Allein, ich
 bin, in Ihrer Sprache, obgleich nicht
 ganz ohne Uebung, doch immer ein
 Fremdling — und wenn ich ja einige
 nicht ganz unglückliche Versuche gewagt
 habe, so ist es nicht Glanz der Sprache,
 nicht Rednertalent oder Kunst die mir
 ein gütiges Urtheil zuwege gebracht ha-
 ben: also bitte ich ergebenst um Nach-
 sicht.

Von Friedrich soll ich reden — ich
 nenne ihn nicht den Großen; nicht als

*Bestand-
 theil*

ob mein Herz ihm diesen ehrenvollen Namen versagte — nein, sondern weil dieser ehrwürdige Name durch Mißbrauch herabgesetzt, für Friedrich zu klein ist. Wenn man nur einen Heinrich, einen Peter, einen Friedrich Wilhelm — die Großen genannt hätte, so wollte ich unsern Friedrich gern den Großen nennen. Ob er gleich unter ihnen hervorragt, so würde er doch gern in der Reihe solcher Männer stehn. Aber was soll er in der Reihe solcher Großen, welche die Schmeicheley zu Großen machte, welche zwar mit blendendem Glanz den Thron erfüllten, nie aber selbst regierten und nur zu ihrer eignen Bequemlichkeit auf dem Throne saßen; die es der Welt einzureden wußten, als wenn sie das gethan hätten, was ihre Minister und ihre Feldherren mit ihrer Zulassung thaten, und sich

Friedrich

sich den Schweiß von der Stirne trocknen ließen, wenn andre gearbeitet hatten? Wo ist die Aehnlichkeit, zwischen dem der niemals ein Lager gesehen, und nur einmal, um sich zu zeigen, mit Damen auf dem Wall einer Festung, die sich ergeben hatte, spazieren gieng. — was ist, sage ich, für eine Aehnlichkeit zwischen diesem und Friedrich, der sieben Jahre hindurch, wie der geringste Soldat alle Beschwerden und Gefahren eines blutigen Krieges bestand, alles selbst sah, selbst besorgte, selbst that? Wovon soll sich Friedrich mit jenem unterhalten? Von Buhlerinnen, von Hetzen, von Schauspielen und Lustbarkeiten? Daran möchte Friedrich keinen Gefallen finden. Von den Vaterpflichten des Regenten, vom Wohl der Unterthanen —? Allein, würde auch Jener ihn verstehn? Mit

einem Worte, ich kann Friedrich nicht den Großen — nennen, weil gar zu viele Könige und Fürsten, die mit ihm keine Aehnlichkeit haben, diesen sonst so ehrenvollen Namen tragen.

Lassen Sie sich also, m. H., nicht befremden, wenn ich Ihnen Friedrich nicht so nenne, wie man ihn schon lange genannt hat.

Wie soll ich ihn denn nennen? Ich weiß keinen bessern, keinen schicklicheren Namen für ihn, als — Friedrich! Dieser mag sein Name seyn, ich nenne ihn nie anders.

Erwarten Sie nicht, m. H., daß ich ein vollständiges Bild von Friedrich entwerfe, und mirs bekommen lasse, ihn
in

in seiner ganzen Größe zu schildern. Wo sollte ich anfangen? womit könnte ich schließen? Wann würde ich fertig werden? Von seinen mehresten Vorzügen könnte ich gar nicht sprechen, weil ich sie nicht verstehe, und die Züge seiner Größe, die ich etwa kennen möchte, würde ich nicht ganz fassen. Gesetzgeber und Kriegesheld, Politiker und Philosoph, Geschichtschreiber, Dichter, Künstler — er war alles — in allem vorzüglich, in jedem Fach ganz — seine Thätigkeit umfaßte alles, und sein Eifer brachte alles zur Vollkommenheit. Und sein moralischer Charakter! Festigkeit und Milde, Größe und Herablassung, Menschenliebe ohne Schlawheit, Ernst und Würde ohne Stolz —

Wie —? verfalle ich nicht in den schmeichelnden Ton der Lobrede —? ich

haffe diesen kriechenden Ton, schämen würde ich mich, auch einem Friedrich Wenrauch zu streuen. — Verehrungswürdige Versammlung, ich rufe Sie alle zu Zeugen an — war, alles was ich da sagte nicht Wahrheit, nicht offenbare und strenge Wahrheit?

Fv. Unter allen diesen großen Zügen von Friedrichs Bild, wähle ich nur einen — den Selbstregierer — Dieser Zug ist groß; ganz werde ich ihn nicht ausmalen, weil ich ihn nicht ganz fasse; ich wähle ihn aber unter allen aus beiden folgenden Gründen.

Einmal hat dieser Zug von Friedrichs Charakter so starke Farben, daß auch das blödeste Auge solche sehen muß. Ich darf also hoffen diese Züge gut genug zu treffen, um sie kenntlich zu machen.

Zwei:

Zweitens ist die Selbstregierung an einem Monarchen jederzeit der Zug, der für den Unterthan von der größten Wichtigkeit ist. Freylich macht es dem Lande Ehre, und dient es zu dem äusseren Glanz des Staates, wenn der König Künste und Wissenschaften kennt und liebt; wenn er glänzende kriegerische Tugenden besitzt — Allein, wann es weiter nichts ist, so helfen erstere dem Unterthan wenig, und letztere machen nicht selten sein Unglück. Glücklich war Schweden, wenn sein Karl minder Held war! Das aber interessirt das ganze Land, ob sein Regent wirklich regieret oder nicht.

Dies sind die Gründe, warum ich unter allen Tugenden Friedrichs die Selbstregierung gewählt habe.

Staat

Es ist für ein Land immer ein großes Unglück, wenn sein Regent nicht selbst regiert — Denn regiert muß es doch werden, und wenns auch nicht seyn müßte, so würden sich doch immer tausend finden, die auch ungeheissen so viel als sie nur könnten, regieren wollten. Das Herrschen ist ein so angenehmes Geschäft, daß man sich ganz ungerufen zu drängt, und sich etwas zu regieren macht, wo sonst nichts zu regieren wäre. Wenn also ein Monarch aus Schwachheit, oder aus Trägheit, oder aus Wollust und Hang nach Vergnügungen nicht selbst regiert, wenn er es auch nur geschehen läßt, daß man ihm die Geschäfte abnimmt; wenn er seine Diener nicht in den Schranken zu erhalten weiß, so bekommt das Volk so viel Regenten und Herren, als es Leute giebt, die einen An-

Antheil an Geschäften haben, und sich eini-
ges Ansehn anmaßen können, sollte die-
ses Ansehn auch noch so unbedeutend
seyn.

Daraus entsteht ein doppelter Scha-
den — Das Volk wird, mit allen sei-
nen Regenten, nicht regiert, alles ge-
räth in Unordnung. Ein Haus, wo der
Herr nicht Herr ist, wo jeder nach Ge-
fallen befielt, wird eben deswegen nicht
geführt, sondern zerrüttet. Wie sollte
ein Staat, der weit zusammengesetzter ist,
wo unendlich mehr Collisionen statt finden,
wo folglich mehr Ordnung herrschen muß,
ohne die strengste Aufsicht seines Regen-
ten bestehn?

Aber wenn der Monarch nachlässig
ist, wird nicht allein das Volk nicht re-
gieret,

gieret, sondern die vielen Unterregenten, die ihm nichts nützen, drücken es noch — denn ein Unterregent ist — soll ich sagen öfters oder immer —? ein Tyrann. Es ist anders fast nicht möglich. Diejenigen, die sich unter einem schwachen oder wollüstigen Regenten vordrängen, sind nur gar zu oft nicht die besten Menschen. Ein Burrhus ein Seneca halten sich entfernt, die Sejane und Tigelline treten hervor, buhlen um die Gunst des Monarchen mit Künsten, die ihnen selten mislingen; und die Herrschaft eines Wollüstlings, der sein Ansehn erschlich, und zu allem aufgelegt ist, ersetzt nie die Vaterliebe nie den treuen Eifer eines Regenten für sein Volk. Wer durch kriechende Schmeicheley, schändliche Wollust, oder Missethaten zu Macht und Würden gelangte, ist zu niederträchtig als daß
man

man ihm das Wohl des Volks, oder irgend einen Theil des gemeinen Bestens anvertrauen dürfte. Und wenn man nur noch bedenkt, daß er seiner Herrschaft und ihrer Dauer ungewiß, solche in der Geschwindigkeit durch allerley Erpressungen zu nutzen, durch allerley Ränke so lange als möglich zu behaupten und zu erhalten suchen wird, welch schreckliches Bild wird man sich von der Regierung eines solchen Nichtswürdigen machen?

Auch selbst bey dem besten Manne, wenn seine Erhebung zu groß, zu schnell wäre, dürfte man nicht ohne Besorgniß seyn. Die Erhebung ändert die Gesinnungen; wenn das Auge der Höhe ungewohnt ist, verträgt es solche nicht, der Kopf schwindelt, und der Mensch weiß nicht, wie er sich halten soll.

Von

Von der andern Seite betrachtet wird
 das Uebel vielleicht noch schrecklicher.
 Der König der nicht regieren, nicht ar-
 beiten mag, kann doch nicht unthätig
 seine ganzen Tage hinschlummern; er
 muß Geschäfte, er muß Zerstreuungen
 haben. Und wo wird er sie suchen? In
 den Vergnügungen. Die Vergnügungen
 eines unthätigen Königes aber sind nicht
 die stillen kunstlosen Hausfreuden eines
 Bürgers — Geräusch, Pracht, Aufwand,
 Verschwendung begleiten den Müßiggang
 des Hofes. Man lese die Geschichte, und
 bemerke wie viele Millionen auf Hezen
 verwandt werden, wie viele an Schau-
 spiele, wie viele für Schmeichler, wie
 viele für — Ich darfs nicht aussprechen.
 Alle diese Millionen — woher kommen
 sie? Sie waren das nothdürftige Blut
 abgezehrter Unterthanen. Wenn man
 die

Stent

die Einkünfte vieler Monarchen berechnet; wenn man sieht, wie sie ihres Reichthums ohnerachtet, den Staat in ungeheure Schulden stürzen, die das Volk noch lange, durch mehrere Generationen hindurch drücken werden; — dann wird man sehen, wie theuer ein Phantom eines Monarchen, dem Volke zu stehen kommt.

Nichts ist also dem Wohlstande der Unterthanen und dem Glor des Staates nachtheiliger, als die Unthätigkeit seines Regenten. Zerrüttung im Staate, Bedrückung der Unterthanen, Verschwendung der Staatseinkünfte, Ueberhäufung der Auflagen sind die traurigen aber unvermeidlichen Folgen der Nachlässigkeit des Monarchen.

¶

Dieß

Dies wußte unser Friedrich wohl —
Woll Menschenliebe und gerechten Eifers
für die Glückseligkeit seiner Unterthanen,
nahm er sich vor, selbst ihr Vater und
Führer zu seyn, selbst für das Wohl
derselben zu sorgen, und sich des-
wegen auf keinen andern zu verlassen;
und er führte dieses große Vorhaben
aus — Er wollte selbst regieren, und
regierte in der That selbst.

Er wollte selbst regieren — Niemals
wollte er sich wegen der Regierungsfor-
gen auf seine Minister verlassen, ob er sie
gleich vortreflich zu wählen wußte, und
in der That immer vortrefliche und manch-
mal wirklich große Männer in seinem
Dienst hatte. Schon lange hat man es
gesagt, daß Friedrichs Minister nur seine
Sekretaire wären. Sie selbst durften
nichts

nichts entscheiden; es blieb ihnen nichts übrig als die Befehle des Königs auszuführen, und damit dieses mit aller Pünktlichkeit geschähe, ließ sich Friedrich von der Ausföhrung die genauesten Berichte abstratten.

Er kannte die Menschen; er wußte, daß sie leicht das Ansehn misbrauchen, wenn man ihnen erlaubt sich einiges anzumassen. Er wußte daß das Ansehn immer desto schädlicher werden kann, je größer derjenige ist, der es in Händen hat. Er wußte, daß die erklärte Freundschaft und die Vertraulichkeit eines Königes denjenigen zu sehr erhebt, und fast allgewaltig macht, der diese Vertraulichkeit zu gewinnen weiß und sich nicht scheut solche zu misbrauchen. Friedrich hatte auch, in den sechs und vierzig Jahren
B 2 seiner

seiner Regierung nie einen einzigen Vertrauten. Nur aus der Geschichte, wissen wir was das heiße, ein erster Minister, ein Liebling, ein Vertrauter des Königs. Herzberg, Zietzen, Seidlitz, Schwerin, Winterfeld hatten seine Achtung und seine Liebe; sie waren aber nicht Lieblinge, nicht Vertraute, nicht allmächtig — sie wagten es nie ihr Ansehen zu misbrauchen — und die Schranken zu übertreten; — und wenn man mir sagt, daß sie es nicht thun mochten, daß sie dazu zu edel, zu tugendhaft waren; so gereicht auch dieß zu Friedrichs Ehre, daß er die Männer, denen er seine vorzügliche Achtung schenkte, so gut zu wählen wußte, daß keiner von ihnen des Gedankens fähig war, seine Achtung zu misbrauchen. Kann man wohl sagen, daß irgend einer von denen, die Friedrich vor-

vorzüglich schätzte, je sich dieses Glücks unwürdig gemacht hätte? Entweder wollen sie es nicht; so wußte Friedrich zu wählen; oder sie konnten es nicht; so wußte Friedrich auch die, die er liebte in den gehörigen Schranken zu erhalten.

Selbst diejenigen die er, ihrer Verdienste wegen, vorzüglich schätzte, blieben seine gehorsamen Unterthanen, seine Diener, zuweilen wurden sie seine Rathgeber, niemals aber seine Mitregenten. — Wenn es einer gewagt hätte, mit ihm Hand an das Ruder zu legen, gewis er würde den Augenblick seine Kühnheit bereut haben. So sehr war Friedrich auf die Erfüllung seiner Pflichten eifersüchtig und so groß war seine Gewissenhaftigkeit in der Besorgung seiner Obliegenheiten.

Sogar den Prinzen seines Hauses erlaubte er nicht die schweren Geschäfte der Regierung mit ihm zu theilen. Er liebte und ehrte sie, hatte aber unter ihnen allen keinen Vertrauten — er vergaß nicht, daß er Bruder war, blieb aber dabey jederzeit König — Heinrichen liebte er, gegen Amalien hegte er brüderliche Zärtlichkeit — Sie konnte von ihm alles erhalten — und doch hatten beyde in Staatsfachen und Regierungsgeschäften keinen Einfluß. — Gewiß geschah es von Seiten Friedrichs nicht aus Mißtrauen — allein, ihm war es einmal aufgelegt, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, und er wollte im Stande seyn, sich selbst, und dem Vater der Wesen der ihm solche theure Pflichten aufgelegt hatte, genaue Rechenschaft von der Erfüllung derselben zu geben.

Und

Und unsre theuerste Landesmutter, sie, deren angenehmstes Geschäft es ist, wohlthun; die so oft, mit eigener Beschwerde, Nothdürftigen Hilfe reichte, die mit eignen Händen für die Linderung der Schmerzen armer verwundeter Soldaten, welche Opfer des Krieges geworden — arbeitete — Hätten wir der Verehrungswürdigen nicht einen Einfluß in den Staat gegönnt? hätten wir nicht mit Zuversicht ihrem mütterlichen Herzen einen Theil unsrer Wohlfahrt anvertraut? Gewiß, wir würden keinen Anstand genommen haben, wenn wir darin zu sprechen gehabt hätten. Allein Friedrich war für unser Wohl noch mehr besorgt, als wir es selbst gewesen seyn würden — Die zärtliche Menschenliebe dieser Landesmutter hatte seine Achtung gewonnen — dennoch aber vertraute er

ihr nie den geringsten Theil der Landeswohlfahrt an.

War es Unempfindlichkeit, war es Verachtung der menschlichen Gefühle? Man sagt ja, die Könige haben keine Freunde — hatte Friedrich keine? war er nicht Freund? O ja — Der Glanz des Throns hatte in seinem Herzen die Menschheit nicht erstickt — Er liebte, er war Freund, er fühlte den Werth der Freundschaft, und der Vertraulichkeit.

Nur nicht gegen Große erlaubte er sich Vertraulichkeit — denn er fürchtete, durch seine Vertraulichkeit das Ansehen der Großen, welches dem Kleinern leicht gefährlich werden kann, so sehr zu vermehren, daß es schädlich würde. Vielleicht gieng seine Besorgnis gegen unsre
Großen

Großen zu weit — Aber selbst diese übertriebene Besorgnis war ein Beweis seiner zärtlichen Sorgfalt für seine Unterthanen.

Er liebte, er war Freund, wußte den Werth eines vertrauten Umgangs zu schätzen — Algarotti, Maupertuis, Voltaire, viele Andre genossen seine Liebe und sein Vertrauen; noch in den letzten Tagen seines Lebens will er in dem vertrauten Umgange mit einem Zimmermann die Freude menschlicher Empfindungen genießen. — Wenn Sie mich nicht als Arzt besuchen wollen, schreibt Friedrich an den berühmten Mann, so kommen Sie wenigstens um mir Gesellschaft zu leisten.

Alle diese Vertraute aber waren Vertraute des Menschenfreundes, des Gelehrten, des Liebhabers der Künste und

Wissenschaften, nie aber die Vertrauten des Königes — In den Wissenschaften waren sie die Lehrer und Freunde Friedrichs, er öffnete vor ihnen sein Herz als Mensch; sie durften ungeschweht ihre Meynung sagen — Niemals aber hat man einigen Einfluß von ihnen auf die Regierungsgeschäfte gespürt. Aller Liebe, Achtung und Vertraulichkeit ohnerachtet, wußte Friedrich ihnen ihre Schranken anzuweisen, und sie darin zu erhalten. Und als Voltaire es wagte, sein Ansehen zu mißbrauchen, verlor er die Gunst des Monarchen. Alle Müß, die er anwandte, alle Versuche die er machte, um die verschertzte Gunst Friedrichs wieder zu erlangen, waren vergebens.

Friedrich liebte, Er fühlte dieses edle Bedürfnis des menschlichen Herzens —
 wäre

wäre er ein Bürger des Staates gewesen, überall hätte er Liebe gesucht, und Liebe erwiesen, seinen großen gefühlvollen Herzen hätte er freien Lauf gelassen — Als König durfte ers nicht wagen: die Liebe eines Königs ist ein gar zu gefährliches Pfand — es darf nur wenigen anvertraut werden. Ein König darf nicht nach der Neigung seines Herzens, er kann nur nach wohlüberlegten Grundsätzen lieben.

M. S. fühlen Sie hier wohl, wie schwer eine Krone seyn muß? Wir alle, wir können uns in der Wahl unsrer Freunde ganz den Neigungen unsers Herzens überlassen, wir können als Freund den Mann, der uns gefällt lieben — und weil wir uns immer hierin unsern Gefühlen überlassen haben, glauben wir, daß man seine Gefühle nicht beherrschen könne. Friedrich hat

hat uns gezeigt daß wir hierin irren —
er war Herr über seine Empfindungen.
Wie schwer aber muß ihm diese Herr-
schaft geworden seyn?

Der Beweis, daß es ihm schwer ward,
ist, daß er sich nicht ganz zum Engel
erheben konnte — Er wollte eine Art
von Vertraulichkeit genießen, nicht ganz
konnte er dieses süße Gefühl entbehren —
da ließ er sich zu denen herab, die bestän-
dig um ihn waren. Man hat es Fried-
richen zum Vorwurf gemacht, daß er
unter den niedrigsten eine Art von Ver-
traulichkeit verschwendete — ist aber der
Vorwurf gerecht? Ein König soll die
Menschheit verleugnen, auf alle Freuden
und Gefühle der Menschheit verzicht
thun; dieß konnte Friedrich von seinem
edlen Herzen nicht erhalten — wenn nun
aber

aber ein König lieben muß, wenn er sich
 einen Vertrauten nicht versagen kann, so
 wird es immer besser seyn, er wählt hierzu
 einen Menschen aus der niedrigsten Klasse
 des Volks als einen großen, jener wird
 nicht leicht schaden können; er fällt so-
 gleich wenn er die Gunst verschert, in
 seine erste Ohnmacht und Niedrigkeit zu-
 rück. Aus diesem Grunde ließ Friedrich
 seine Neigung auf solche fallen, deren
 niedriger Stand es ihnen unmöglich mach-
 te, solches Vertrauen auf eine schädliche
 Art zu misbrauchen. Es wurde mis-
 braucht freylich, niemals aber auf Kosten
 des Volks, der König allein litte darun-
 ter zuweilen einigen Verlust.

Und jenes zauberische Geschlecht, wel-
 ches der Hoheit lacht und den Weisen
 bethört — hat dieses nicht seine Macht
 an

an ihm versucht? — Die größten Seelen
sind ihm nie entronnen — ich spreche
nicht von den alten Buhlern auf dem
Thron, die bis zu ihrem letzten Ende
mit bebenden Gliedern der Schönheit
verächtliche Opfer bringen wollten, und
ihre kalten Herzen in den Armen einer
Buhlerin völlig ermatten ließen, man
mag sie immerhin die Großen nennen,
sie gehören hierher nicht — ich rede von
wirklich großen Männern — lange Zeit
widerstand Alexander den Angriffen der
Liebe — Statira und ihre Töchter fanden
in seinem Lager eine unverletzliche Zu-
flucht, aber Thais besiegte ihn und steckte
Persepolis in Brand. Rußlands großer
Zaar, der auf dem Thron nur ernste
Arbeit liebte, bedurfte manchmal des
Trostes und des Rathes einer Heldinn;
Friedrich Wilhelm, — diesen Namen
nennet

nennt jedermann nur mit Ehrfurcht —
 und doch wäre er bald, aus Liebe zu ei-
 ner Gemalin, die ihn fesselte, gegen ei-
 nen Sohn ungerecht gewesen — Und
 Du — Frankreichs Heinrich, die Welt
 hat wenige deines gleichen gesehen —
 aber dennoch ließest du dich von der schö-
 nen Gabriele fesseln, und, ohne die be-
 drängten Zeiten, ohne deinen treuen
 Süßling — wer weiß, ob sie dich nicht zu
 einen schlaffen Monarchen, wie viele
 deiner Vorfahren gewesen waren, ge-
 macht hätte?

Ihr Väter der Völker, wollt ihr in
 der That Väter der Völker seyn, und
 eure Kinder mit Recht und Gerechtigkeit
 regieren, lernet von unserm Friedrich
 wie man sich selbst beherrschen muß. Seit
 er den Thron bestiegen hat, seit der
 Blüte

Blüte seiner Jahre, hat er die Liebe von sich entfernt, die Schönheit hat alle Macht über ihn verloren — Nicht daß er unempfindlich gewesen wäre — ach nein — hatte die Liebe nicht in seinen frühern Jahren sein Unglück gemacht? — Aber der Eifer für seine Pflichten, und die Besorgnis, daß eine Geliebte zu viel Wichtigkeit erhalten möchte, riß ihn von einem Geschlechte los, welches die größten Freuden des Lebens in seiner Gewalt hat.

Also wolte Friedrich selbst regieren und ganz regieren; er wollte es nicht zulassen, daß irgend ein anderer auf das Wohl seiner Unterthanen einen wichtigen Einfluß hätte. — Er selbst suchte sich, aus diesem Grunde auf alle Weise, dem Einfluß anderer zu entziehen, damit er
einzig

einzig und allein nach eigener Weisheit regieren könnte, und nie das Werkzeug der Einfälle und Leidenschaften Anderer werden mögte. Seinen Regentenpflichten opferte er die süßesten Freuden des Lebens auf.

Allein — Die Herrschsucht ist eine Leidenschaft, welche sich leicht in die Herzen der Menschen einschleicht, und den Schein des Eifers und der Wohlthätigkeit anzunehmen weiß. Sie sehen, hochzuberehrende Versammlung, daß ich nicht suche unserm Friedrich zu schmelzen, nicht scheue meinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten. Wie leicht wäre es gewesen, diese Betrachtung mit Stillschweigen zu übergehn — vielleicht wäre sie durch den Glanz und die Menge der Gegenstände unterdrückt,

E

galtz

ganz übersehen worden. — Wozu aber ein Kunstgriff, der hier ganz überflüssig ist? Nein, Herrschsucht war es nicht, die Friedrich belebte, es war Menschenliebe, und Gewissenhaftigkeit für die Erfüllung seiner Regentpflichten. Die Herrschsucht will nur herrschen, und fragt nicht, ob sie regiert. Die Herrschsucht herrscht nach Laune und bekümmert sich um die Weisheit nicht. Die Herrschsucht leidet keinen Rath, keine Vorstellung —, sie will, weil sie will. Ist das unsers Friedrichs Bild? Er nahm Rath und Vorstellungen an, es war seinen Unterthanen erlaubt, gegen ihn ins Recht zu gehn, und er selbst hatte verordnet, daß man wider ihn entscheiden sollte, wenn er sein Recht nicht ganz unwiderleglich beweisen könnte. Wie oft hat er Befehle gegeben, denen man widerstehen durfte,
die

die er zurücknahm, wenn man ihm gegründete Vorstellungen dawider machte? Alle Tribunäle im Lande werden solche unwirksam gemachte unmittelbare Befehle aufzuweisen haben. — So regiert die Herrschsucht nicht — so regiert aber eine weise Liebe, welche weiß, daß — nicht die Völker da sind, die Herrschsucht eines Regenten zu sättigen, — sondern die Könige von Gott eingesetzt sind, um Diener der Vorsehung zum Wohl der Menschen zu seyn. So regiert ein Vater des Volks, der sich die Glückseligkeit seiner Kinder zur heiligen Pflicht macht; und — so regierte Friedrich.

Denn — nicht allein wollte er regieren, nicht allein machte er alle Anstalten dazu; — sondern er regierte wirklich. Mancher will regieren, und wird nur

C 2 regiert;

regiert; mit vielem Gepränge kündigt er seinen Willen an, und es ist weiter nichts, als der Wille Anderer, den man ihm untermitschieben gewußt hat; mit stolzer Geberde spricht er: Ich bin Herr; und er ist nur der Diener derer, die ihn zu stimmen wissen. Ein Anderer will Herr seyn, und ist es, aber thut nichts. Dann und wann, nach den Aufwallungen seiner Laune giebt er Befehle und macht Verordnungen; und wenn ihm diese Laune vergangen ist, dann schlummert er wieder auf dem Throne oder auf dem Ruhesessel und läßt im Staate oder im Hause alles gehen, wie es will.

Wieg es mit unserm Friedrich auch so? Glaubte er zu regieren und wurde regiert? Wollte er regieren und regierte nicht? Daß er nicht regiert wurde, haben

ben wir schon gesehen, und alles was noch hier zu bemerken übrig bliebe, wäre folgendes.

Wenn es ja irgend jemand gelungen ist, Friedrich zu etwas zu vermögen, daß nicht gerade in seinen Plan gehörte, so war es gewiß allezeit nur in Kleinigkeiten, die das Wohl des Ganzen nicht betrafen — und was schadets, daß man ihm durch Kunst manchmal eine unbedeutende Gnadenbezeugung ablockte? Uebrigens, so unbedeutend dieser Einfluß war, mußte man mit vieler Behutsamkeit zu Werke gehn.

Wahrlich, wenn je ein Monarch sich von Andern unabhängig zu erhalten wußte, so war es unser Berewigte. Wer kann sich rühmen, diese große
 E 3 Seele

Seele anders, als durch Vorhaltung weiser und menschenfreundlicher Grundsätze gelenkt zu haben? Wenn also Andre auf Jhn etwas vermochten, so waren es nicht sie, sondern Weisheit und Menschenliebe, die Einfluß auf ihn hatten.

Wenn es aber Friedrich nicht zulassen wollte, daß Andre regierten, so regierte er auch, und versäumte keines von den beschwerlichen Geschäften der Regierung. In diesem Stück ist Er unnachahmlich, man mag auf die gleiche Sorge und Geschicklichkeit für alle Fächer, oder auf die Pünktlichkeit der Besorgung, oder auf das große Detail in allen Stücken, oder endlich auf die lange anhaltende Dauer der strengsten Genauigkeit sehen.

Wenn wir um uns her einen Blick auf die Menschen werfen, so wird es uns
schwer

schwer werden, einen zu finden, der mit dem Verklärten einige Aehnlichkeit hätte. Ueberall finden sich, in Palästien und in den Privathäusern thätige Männer, die mit Eifer arbeiten — Allein, wir werden bemerken, daß sie mehrentheils nur in einem Fache thätig und bewandert sind; andre Geschäfte verstehen sie nicht, oder finden keinen Gefallen daran. Die thätigsten Männer, wenn kein Zwang sie nöthiget, pflegen es auf ihre Laune und ihre Lust ankommen zu lassen, was und wann sie etwas vornehmen wollen. Ein jeder, wenn er sich auch nicht den Geschäften entzieht, sucht doch gern, vornemlich wenn er mannigfaltige Geschäfte zu besorgen hat, das kleine langweilige Detail von sich zu wälzen, und schränkt sich auf große Angelegenheiten ein, welche er sich vorbehält; dabey gewinnt die Be-

quemlichkeit und die Ehrbegierde; die Bequemlichkeit — denn, wenn man die Geschäfte nur im Großen treibt, so kann man desto eher damit fertig werden; und man findet in der Wichtigkeit derselben ein Vergnügen, das den Fleiß belohnt, den man darauf verwendet. Die Eitelkeit findet auch dabei ihre Nahrung — Man spricht so gern: Das Detail ist für mich zu klein! — Im Grunde betrachtet und nach der genauesten Wahrheit müßte es heißen: Ich bin zu klein, zu schwach um alles zu übersehen, deswegen muß ich mich auf die Hauptsachen einschränken. Für Gott ist kein Detail zu klein — weil er groß ist. Wir Menschen haben uns aber einmal diese stolze Sprache angewöhnt, und denken damit unsre Kleinheit zu verheelen.

Alle

Alle Menschen, wenn sie eine neue Bahn antreten, pflegen Muth, Eifer, und die besten Absichten zu zeigen — Wenige aber beharren. Sie gewöhnen sich an die Geschäfte, welche alsdann den Reiz der Neuheit verlieren, nach und nach erkaltet der Eifer, und der sonst so thätige Mensch wird träg' und schlaff. Die Alten sagten zwar, und mit vielem Rechte: **Wer gut anfängt, hat das halbe Werk vollendet.** Allein, der Franzose hat auch nicht unrecht, da er spricht: **Gut anfangen ist nichts, wenn man nicht anhält.** Freylich ist bey einem guten Anfang immer so viel gewonnen, daß wenigstens etwas geschehen ist; auch das hat man vor sich, daß man die Bahn gebrochen, und die Geschäfte in einen guten Gang gebracht hat — dadurch wird die Vollendung unge-

mein erleichtert. Wenn nun aber die Vollendung nicht erfolgt, was kann die gute Einleitung helfen? Die betrogene Hoffnung macht das Uebel nur ärger, und die Freude über den schönen Anfang verbittert den üblen Erfolg. Dennoch ist nichts gemeiner, als daß die Menschen gut anfangen, und nichts seltener, als daß sie anhalten.

Lassen Sie uns, meine Herren, einen Blick auf Friedrichs Leben werfen — da werden wir sehen, wie sehr er sich über die gewöhnlichen auch guten Menschen erhebt.

Ich bitte Sie, suchen Sie in Ihrem Gedächtnis nach, welches war das Lieblingsfach Friedrichs in allem dem, nicht allein was die Regierungsgeschäfte betrifft,

trift, sondern auch was den Menschen veredelt, und den Edlen unter den Sterblichen gut und rühmlich ist? Welches war unter allen diesen Fächern das Lieblingsgeschäft Friedrichs? belehren Sie mich, ich weiß es nicht, und mit allen Suchen und Forschen kann ich es nicht herausbringen. War es etwa der Krieg und seine Zurüstungen? Hierin war Er vortreflich — das Muster der Fürsten und ganz Europa's. Allein, er vermied den Krieg, so lange er konnte; und nach jedem wichtigem Siege bot Er dem geschlagenen Feinde den Frieden an. Der Krieg war also sein Lieblingsgeschäft nicht. War es die Gesetzgebung? — Zweimal arbeitete er an der Verbesserung der Gesetze im Großen, denn der kleinen Detailverbesserungen, die manchem andern Fürsten Ehre genug gebracht haben würden,

den, will ich nicht gedenken. Seine erste Sorge waren die Gesetze — und seine letzte wieder die Gesetze. — War Politik sein Lieblingsgeschäft —? er hat es darin sehr hoch gebracht — vier Friedensstraktate, der Fürstenbund, sind redende Zeugen. — Hatte er für das Finanzwesen Vorliebe? — Die Summen, die er an prächtige Gebäude verwandte, die Wohlthaten, die er auf nothleidende Unterthanen ergoß, die Colonien, die er errichtete, die Wüsten, die er in fruchtbare Ländereyen umschuf, sein zahlloses Kriegesheer, welches er in dem besten Zustand erhielt, und über dieß seine volle Schatzkammer sind un widersprechliche Beweise, daß er das Finanzwesen verstand, und für die Verwaltung desselben sorgte. In allen Fächern war Friedrich so bewandert, er arbeitete in jedem mit solchem

solchem Fleiß, und mit solcher Einsicht,
daß man jedes Fach, in welchem man
ihn arbeiten sah, für sein Lieblingsfach
halten mußte.

Und, meine Herren, erlauben Sie
mir eine Vermuthung — Ich glaube,
daß keines von diesen Geschäften, wenn
wir die Gesetzgebung ausnehmen, ihm
sehr angenehm gewesen ist. Er war
Dichter, er war Philosoph. — Sie wis-
sen, verehrungswürdige Männer, wie
trocken, wie unschmackhaft gegen die er-
habenen Vorstellungen der Philosophie,
und den süßen Umgang mit den Musen,
Finanz- und dergleichen Geschäfte sind.
Von den Werken eines Leibniz, eines
Newton, eines Voltaire, ist der Ueber-
gang zu Pächterrechnungen nicht sehr an-
genehm. Wahrlich nicht aus Neigung,
nicht

nicht aus Geschmaef konnte Friedrich aus den Armen der Musen und den Betrachtungen der Philosophie ins Cabinet gehen — Und doch gieng er hin — und doch versäumte er niemals diese Geschäfte — Es war also bey ihm Pflicht, Gewissenhaftigkeit, Vaterliebe für sein Volk.

Und zwar versäumte er nie, die zu jedem Geschäfte bestimmten Stunden — nie setzte er die Ausübung seiner Pflichten auf den folgenden Tag aus — In seinem ganzen Lande wußte man, wenn die Antwort auf eine Bittschrift, und die Entscheidung auf ein Ansuchen kommen würde. Man konnte die Ausfertigung aller Geschäfte so genau und zversichtlich vorher berechnen, wie den Lauf der Sonne und die Wechsel des Mondes. Diese Vergleichung, die an jedem andern Orte eine

eine abgeschmackte Hyperbel wäre, ist hier schlichte und strenge Wahrheit.

Wie sieht diese Arbeitsamkeit, diese Ordnung, diese Pünktlichkeit mit jener Anekdote ab, die wir vor einigen Jahren in den öffentlichen Blättern lasen? Ein Sicilianischer Minister starb und hinterließ nicht mehr als dreißig tausend Bittschriften, die er nie erbrochen hatte. Gewiß hat unser Friedrich nicht eine einzige unerbrochen zurückgelassen.

Denn unter allen großen Geschäften, die ihm oblagen, ließ er sich in das kleinste Detail ein, sobald seine Unterthanen ihn dazu aufforderten. Sie wissen, m. H. daß man bey ihm Gerechtigkeit suchen durfte, daß man Gerechtigkeit bey ihm erlangte, daß dem geringsten Unterthan

der

der Zutritt zum Throne offen stand. Et
war der Mann des Volkes.

Bedenken Sie, Hochzuverehrende
Versammlung, welche Menge von Ge-
schäften auf Friedrich beruhten — Ohne
die strengste Ordnung, ohne die genaue-
ste Pünktlichkeit, ohne den größten Ei-
fer wäre es nicht möglich gewesen alles
zu übersehen und zu verrichten. Ord-
nung aber, Pünktlichkeit und Eifer wa-
ren die Tugenden Friedrichs — Er ver-
schloß nie die Morgenstunden — wenn
tausende von seinen Unterthanen noch
ruhten, wachte er schon, und ehe diese
noch an die Arbeit dachten, hatte er schon
einige Stunden gearbeitet und mancher-
ley Geschäfte verrichtet.

Und nun der letzte Zug, der größte
vielleicht, der von dieser Seite unsern
Fried:

Friedrich charakterisirt, ist, daß Er die mühsolle Arbeitsamkeit nicht bloß zu Anfange seiner Regierung, nicht während einigen Jahren, nicht in der Blüte seines Alters, und in dem vollen Triebe der Kräfte, nicht durch den kurzen Zeitraum einer bald geendigten Laufbahn, sondern durch sechs und vierzig lange Regierungsjahre hindurch unablässig fortsetzte.

Einige Jahre hindurch, so lang als die Neuheit eines Geschäfts den Muth erneuert, in der vollen Kraft des ersten männlichen Alters — da wunderts mich nicht einen Mann thätig und arbeitsam zu sehen, obgleich mancher niemals thätig gewesen ist. Gütiger Himmel! welch ein Unterschied unter den Menschen! Kaum kann man sich überreden, daß sie alle zu einem Geschlechte gehören. Der eine schlummert durch die Welt hin, und bleibt

D

in

in den Jahren seiner besten Kraft unthätig — Ein anderer weiß den schwachen Rest seiner Kräfte noch fruchtbar zu machen.

Und so in einem ganz vorzüglichen Grade war unser Friedrich. Durch sechs und vierzig lange Jahre beschwerlicher Sorgen und mühsamer Arbeiten, war er sich beständig gleich. Kein Tag ward ausgesetzt kein Tag blieb geschäftlos. — Ein halbes Jahrhundert hindurch unablässige Thätigkeit —! Welcher Eifer, welche Kraft, welche Festigkeit des Charakters! Wir alle, m. H., wir klagen, daß wir nicht alle Tage gleich gut zur Arbeit aufgelegt sind, daß die Arbeit uns manchmal sauer wird, und nicht von statten gehen will. Nahrungssorgen, Wechsel der Gesundheit, spannen unsre Thatkraft ab, mit vieler Mühe verrichten wir die unaussetzlichen Geschäfte, und schieben auf einen andern



andern Tag, was Aufschub leidet In der That, wie kann es anders seyn? die Kräfte ermatten, die Gesundheit leidet Abnahme. Wie war es aber mit unserm Friedrich? fand bey ihm kein Wechsel statt, war sein Geist immer frey von allen Sorgen? war seine Gesundheit unerschütterlich? Frey von Sorgen! — auf dem Thron? — Und seine Gesundheit? — schon lange quälte ihn eine furchtbare schmerzhaftte Krankheit, und machte uns für sein theures Leben zittern. Aber selbst unter den Anfällen der Schmerzen, ließ er sich niemals von seiner Arbeit, von den Sorgen der Regierung ablösen. Niemals litten die Geschäfte Verzug — Wir hörten seine Leiden, denn alle seine Unterthanen hatten die Augen auf Ihn, aber wir empfanden sie niemals.

Es war also bey unserm Verewigten nicht Laune, nicht Trieb der Kräfte eines

gesunden Körpers, nicht Unruh einer rastlosen Seele, welche an den Geschäften, wie der Körper an den Speisen, ihre Nahrung findet —, nicht die Betriebsamkeit einer Seele, welche arbeitet, nicht weil sie will, sondern weil sie muß, weil ihr in der Ruh nicht wohl ist. Es war bey ihm Ueberzeugung, Wille. Er wollte arbeiten, weil er es für Pflicht hielt, er zwang sich dazu, wenn es ihm schwer wurde, er überwand seinen Muth und überwältigte die Krankheit und den Schmerz.

Seine edle Seele hatte über seinen Körper eine solche Uebermacht gewonnen, daß sie noch in dem hohen Alter, bey dem hinfälligen Körper, der seiner Auflösung nahe war — unter den drückendsten Schmerzen, bey Lungengeschwüre, Podogra und Wassersucht noch immerfort mit rastlosen Bestreben arbeitete. So daß
der

der letzte Tag seiner Arbeit, der letzte Tag seines Lebens war.

Mich deucht ich sehe ihn, den Verkärten, wie er auf einem Sessel da sitzt, weil er im Bette nicht liegen kann; zusammenfallend, weil sein Körper die Kraft nicht mehr hat, seine eigne Last zu tragen, fast ohne ein Glied bewegen zu können, die Vorträge seiner Ráthe anhört, ihnen mit schwacher, gebrochener Stimme, die sie kaum noch hören können, Bescheide giebt, und ihre Ausfertigungen bestätigt. — In diesem Zustande, in welchem der geringste Bürger nicht die kleinste Hausangelegenheit abfertigen, nicht ein Wort sprechen möchte, und sein geliebtes Kind von sich weisen würde: in diesem erbarmungswürdigen Zustande arbeitet unser Friedrich, nicht für sich, sondern für sein Volk! Mich deucht ich sehe ihn, wie er unter der Last

erliegt, nach Ruhe seufzt, und die Ruhe nicht genießen kann, die doch dem geringsten am Ziele seines Lebens vergönnt wird. O so laffet ihn doch wenigstens diesen letzten Tag ruhn, er hat ja sechs und vierzig Jahre gearbeitet. Aber er wills nicht, er will bis an sein letztes Ende arbeiten. Die Kräfte verlassen ihn, ach, seufzt er, ist denn noch nicht zu Ende? — Allein, es ist noch viel Arbeit da — Nun so gebet her! — und er arbeitete bis ans Ende.

Und dieser unser Friedrich ist nicht mehr? Trockne deine Thränen, Friedrichs Volk! Du hast ihn ein halbes Jahrhundert hindurch genossen! Wie viele der Väter der Völker, haben so lange die Erde beglückt? Dank es dem Vater der Wesen, daß er dir Friedrich so lange erhielt! Aber nun ist er doch nicht mehr! Der Segen seiner Regierung

rung war mehr das Glück unsrer Väter,
 als das unsrige! wir haben, die meisten
 unter uns nur einen kleinen Theil davon
 genossen. Er ist nicht mehr!

Er ist nicht mehr! Friedrich wäre
 nicht mehr? — wenn eine solche Seele
 dahin sinkt, was ist die Welt? was ist
 mit alle dem, was wir mit hohen wohl-
 klingenden Namen Wahrheit, Schönheit,
 Ordnung, Tugend, Größe des Men-
 schen nennen? —

Ich verstumme — das Wort erstickt
 auf meinen Lippen — Große Gedanken,
 umschweben meine Seele, ich vermag es
 aber nicht sie zu fassen, hohe Empfindun-
 gen heben meine Brust, aber ich finde kei-
 nen Ausdruck.

Friedrich! du! — wie soll ich dich
 nennen? erhabene Seele, du wärst nicht
 mehr? ja du bist, ja du ruhest im
 Schooße der Unsterblichkeit — die du,
 wenn

wenn Tugend die Unsterblichkeit verdienen kann, verdient hast. Ja, das unnenzbare Wesen hat, wie du zu ihm das Vertrauen hattest, es hat dich verherrlicht. Du konntest mit deiner sterblichen Hülle nicht vergehen.

Nun so ruhe in Frieden, und genieße die Früchte deiner Tugenden!

Und du — Unendlicher, der du unsre Schicksale regierest, gib deinen Menschen solcher Könige viel, und — dein Segen ruhe auf ihnen!

~~Yb 4295d~~
2495^d

Pom Yb 2495^d
(f)

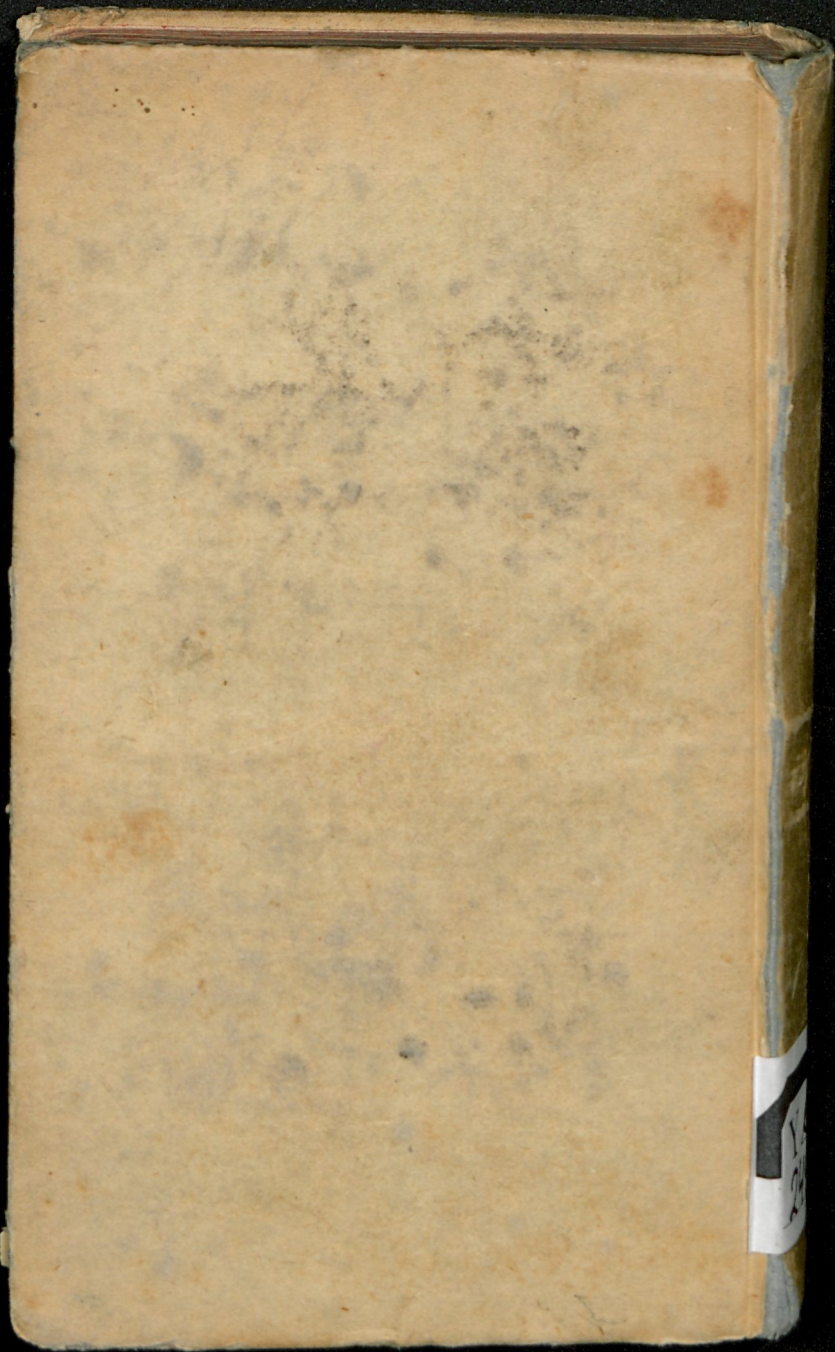
ULB Halle 3
001 966 111



sb

(f)





Inches

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

8

Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

Gedächtnißrede
auf
Friedrich den Zweiten

in der
Literarischen Gesellschaft
zu Halberstadt
am 18. September 1786
vorgelesen

von
W i l l a u m e.
1907: 1509

Halberstadt,
gedruckt bey J. H. Mevius.